Die Abenteuer eines Küchenchefs.

Von Max Bittrich.

Wenn der Saft in die Bäume steigt, das ist eine frohe Zeit; aber wenn der Saft der Reben von den Bergen herniederkommt in den Keller und wenn dieser Herbsttee getrunken wird, das ist für die mit Rebbergen gesegneten Länder eine noch frohere.

Vierspännig mit Glockengeläut wird der Neue gefahren; ihm zu Ehren hat der Kutscher die letzte feuerrote Nelke hinter das Ohr gesteckt, die klobigen Rosse geschmückt und selbst jedem Riesenfosse ein Sträußchen aufgepflanzt. Wie sollte der also geehrte Neue nicht aufbrausen in Jugendkraft!

Und gar die Menschen im Rebgebäude!

Da nun die Lokalzüge während der plötzlichen Herbstfahrten in die Umgegend der Städte fast aus lauter Wagen der zweiten Klasse zusammengeschoben werden, so herrscht von Anfang an in diesen Zügen eitel Freude und Brudersinn; alles lehnt sich mollig in die Kissen, kreuzt die Hände über dem Bäuchlein und sagt: „Was? wir geben's heut nobel, heut!" Oder: „Na ja, wenn man nicht erster Klasse erhält, nimmt man auch mal mit der zweiten fürlieb!" Oder auch (da der Patriotismus immer etwas Schönes ist): „Unsere Bahnen, das ist doch ein Staat, — unsere deutschen Bahnen!"

In solchen Zeiten allgemeinen Wohlseins und behaglicher Fülle kam nun auch dem aus Innsbruck nach dem Oberrhein verpflanzten Küchenchef des Hotels zum Schwarzwald im Glottertal eine begreifliche Lebensluft an: die Fremden waren abgereist, fast über allen Töpfen war Ruh; da wollte er die Nachbarschaft besuchen, sich durch das lange Tal zur Bahn schlängeln, auf dem Wege in der „Linde", im „Löwen", im „Rößle", schließlich wohl auch am Lahnhof einen Stehschoppen von dem guten neuen Süßen" (auch Herbsttee genannt!) einnehmen und endlich ein paar Stationen weiterfahren, — in die Stadt, zum sonntäglichen Konzert. Denn in der Stadt, da hatte er zwei Jahre hindurch den Kochlöffel im Restaurant zum sonnigen Leberle geschwungen und heitre Zeiten verlebt. Es wäre — sagte er sich jetzt — nicht übel, bei der Gelegenheit die Stätte seiner früheren Wirksamkeit aufzusuchen, Musik zu hören, mit Freunden der Vergangenheit zu gedenken und endlich mit dem letzten nächtlichen Bummelzug wieder heimwärts zu fahren.

Er wollte sich an diesem Tage einmal rühren, strecken und stärken nach Herzenslust, am Ende eines heißen Sommers.

Gewiß: auch an der jetzigen Stätte seiner Wirksamkeit, im Glottertäler Schwarzwaldhotel, hatte er manche kreuzfidele Stunde verlebt; die schmelzendsten Worte junger Sommerfrischlerinnen waren ihm bis in die Küche gefolgt, und unzählige Male hatte man ihm seine Rezepte für die Nachspeise ablauschen wollen; allein in der Stadt war's doch nicht minder schön gewesen, und der Neue war wohl dort ebenfalls wieder reichlich vertreten. — —

So gelangte der sehnsuchtsvolle Küchenchef auch wirklich an diesem Tage nach dem Ziel seiner Wünsche, und als die Glocke zehn Uhr schlug, saß er bei den Klängen der Regimentsmusik im Konzertsaale und hatte seinen Freund, den Zimmermeister Robert Nagel, zur Rechten und seinen anderen alten Vertrauten, den Bankbuchhalter Theobald Grün, zur Linken. Kein Wunder, wenn ein eifriges, erhitzendes Aufwärmen früherer Streiche und gemeinsamer Abenteuer begann, und so schwamm denn der Koch Synesius Spätzle (Synesl-Chef war er von seiner Leibgarde getauft) alsbald mit Wonne im städtischen Fahrwasser und im neuen Süßen.

So blieb man hocken, bis der Trommler zum letzten Male das Fell bearbeitet hatte und Freund Robert insgeheim seine besondere Genugtuung empfand über die ausgedehnte Sitzung. Denn er hatte mit wiederholten Blicken nach der Uhr festgestellt, daß der Synesl-Chef unmöglich noch den Zug erreichen würde, wiewohl der Herrscher der Küche nach langer Prüfung des Zifferblattes mit verdächtigem Nachdruck versichert hatte, bald müsse man aufbrechen. „Resi, die letzte Runde Herbsttee zum Abgewöhnen!" Dabei begann er nun allerdings schon seine heimatliche Hymne zu singen:

Zipperlein, Zipperlein kommt von der Ueppigkeit,
Feuchtigkeit, Feuchtigkeit kommt von der Flüssigkeit!

Und seine Aeuglein wurden allmählich noch kleiner und schwammen in den Höhlen so weich und anentschlossen wie Sardinen in Oel.

Als er nach vielem Da capo-Gesäusel seiner Hymne wieder einmal die Stimme lauter erhob, da begann er zwar etwas bestimmter von einem Heimgang zu reden, erwähnte jedoch nicht im geringsten der Bahnfahrt, sondern ersehnte als Ziel seines Marsches genau wie vor zwei Jahren das Restaurant zum sonnigen Leberle. Die dazwischen liegenden Geschicke und Wandlungen seines Daseins waren offenbar mit neuem Süßen aus dem Gedächtnis gewischt; ein völliges Nichts schien die Stelle irgendwelcher Erinnerung an sein neueres Herrschertum im Glottertäler Hotel einzunehmen. Kein fröhliches Verwundern über seine merkwürdigen Heimgangspläne und keine anzügliche Rede über das Vacuum in seinem Kopfe machte ihn auffüßig und brachte ihn wieder ins rechte Geleis seiner Schicksale.

„Das wird ja fidel!" raunte Robert seinem Genossen Theobald Grün zu. „Weischt, wir führen ihn hin zum „sonnigen Leberle" und lassen ihn hinauflaufen in sein altes Zimmerle. Nachher warten wir unten, falls er nicht hineinkann oder hinausfliegt, und ich nimm ihn im Notfall mit heim zu mir! Wir haben grad heut das Fremdenzimmer zum Gebrauch hergerichtet, sogar zwei Betten (die wird er heut brauchen können), — weil morgen meine beiden Schwägerinnen aus Karlsruhe bei mir einkehren auf ein paar Tag!"

Des war der mehr auf das eigene Wohl, denn auf die Versorgung des Synesl-Chefs bedachte Theobald gern einverstanden.

Mit der Verkündigung der Wahrheit, der neue süße Oberländer Wein sei halt ein schlimmer Gesell, nahm man den Synesl schließlich in die Mitte und schob ab. Daß man ihn stütze, ließ er sich gar wohl gefallen; doch seine Beine brauchten nicht gelenkt zu werden, sondern strebten gar kräftig dem Ziele seiner eigenen Wünsche zu, dem „sonnigen Leberle" und dem wohlvertrauten schönen breiten Bett.

Je näher er diesen Idealen kam, um so mehr auch schien ihn der Gedanke an das winkende Ruhelager nach dem etwas strapaziösen Tage aufzurichten; wenigstens nahm er vor der Tür des „sonnigen Leberle", als reiße er alle Energie noch einmal zusammen, ohne viel Worte Abschied und tappte am Eingang des Restaurants vorüber durch den Hausflur und die Treppe hinauf.

Totenstille! Totenstille!

Kein Schrei der Entrüstung oder des Schrecks meldete den harrenden Freunden des Verirrten weitere Erlebnisse.

So beratschlagten Robert und Theobald in der unheimlichen Situation, was weiter zu tun sei.

Denken fiel nach des Tages Last und Mühe schwer. So trat man, auch um noch etwas Festes zu sich zu nehmen, miteinander in das Restaurant, hockte am runden Tisch und erzählte von ungewöhnlichem Mostgewicht in diesem gesegneten Jahr und anderem. Das kurz vor Küchenschluß gewünschte Essen wurde den beiden letzten Gäste noch aufgetragen; dann aber begannen die Gaslampen auch über den Seßhaften trüber zu brennen und die des Dienstes im Restaurant ledig gewordenen Geister verfügten sich auf ihre ruhsamen Höhen und wünschten der Frau Wirtin eine gute Nacht. Tripp, trapp, — tripp, trapp — suchte auch der jetzige Küchenchef sein Nachtlager auf, während die späten Esser die Ohren spitzten; eine Tür flog droben fest ins Schloß, ein Schrei tönte durch das Haus und über die Dächer durch die Stille der Nacht. Ein harter Fall und noch einer! Ein Rutschen über die Dielen und ein Knistern des Gebälks wie beim Fortbewegen schwerer Lasten, und nun dröhnte die Stimme des Synesl-Chefs durch das Treppenhaus:

„Was willsch? Stehlen? Ich wohn hier, ich! Nix wie die Stiege nunter, — nix wie naus!"

„Da drobe isch en Einbrecher!" rief die Wirtin und strebte mit dem Kopfe hinauf, hielt sich aber zugleich fürsorglich am Geländer fest, beschützt von Robert und Theobald. Die beratschlagten soeben heimlich, wie ein günstiges Ende des Kampfgewühls herbeizuführen wäre, als hurtig mit Donnergepolter etwas Kugeliges die oberste Treppe hinabgerollt kam, sich noch einigen Augenblicken auftraffte, die zweite Treppe freiwillig herabsauste und in Gestalt des nur mit der Unterkleidung versehenen Synesl-Chefs vor den erstaunten Leuten stand:

„Es isch einer eingebroche, um zu stehle! Er hat bereits meine Küchenmontur auf den Leib gezoge gehabt, während ich im Bett gelege bin! Und frech isch er noch, der Kaib, wie ich noch keine gesehe hab: ich sei eingebroche und nit er, hat er gemeint, und hat mich die Treppe hinabgestoße, bigott!"

Drei Menschen streckten die Arme begütigend aus um den Erregten zu beruhigen und ihn von seinem Wahn zu heilen; da wurden wiederum Schritte und Verwünschungen vernehmbar, denn des Synesls rechtmäßiger Nachfolger nahm die Verfolgung auf.

Mit Riesenkräften stieß der Synesl-Chef seine Umgebung zur Seite, sprang davon und befand sich nach wenigen Sätzen in der Küche.

„Ich stich ihn, wenn er davonlaufen will!" schrie er.

Die Wirtin aber hatte Geistesgegenwart genug, den soeben von oben anlangenden neuen und rechtmäßigen Chef mit wenigen Worten und Stößen aus dem Hausflur und unter freien Himmel zu befördern. Ebenso hurtig schloß sie die Tür ab. „Nur schnell auf die Straß! Erst müssen wir den anderen Kerli zu Verstand bringen! Sonst geschieht ein Unglück!" lautete ihre Erklärung.

Schon kam der Synesl zurück. „Wo isch's? Wo isch's?" forschte er und suchelte mit Quirl und Kofferol umher, die er statt der gesuchten gefährlicheren Waffen ergriffen hatte.

Doch da packten ihn auch bereits seine Freunde und schoben ihn noch einmal in das Restaurationsstübchen, und hier redeten sie so lange auf ihn ein, bis er seine Irrfahrt um das Glück der Nachtruhe begriff und wie ein ganz vernünftiger Mensch seinem Freunde Robert für das Angebot dankte, in dessen Fremdenzimmer den Rest der Nacht zu verbringen.

So zog denn der Synesl wieder seine sieben Sachen auf den Leib, die Frau Wirtin beleuchtete ihm noch den Weg bis ins Freie und dann zogen die drei Gesellen in seinem Kollegium bis vor das Haus Roberts, der schon einen Fremdenzimmer-Schlüssel in seinem Bunde trug.

Während Theobald den Heimweg fortsetzte, huschten die andern beiden eine Treppe hinauf, an der Wohnung Roberts und an seinem ehelichen Schlafgemach vorüber und erkletterten in der Finsternis glücklich auch die zweite Treppe.

Es war erreicht!

„Tritt nur leise auf und lauf in der Stube geradezu auf das Bett los, daß meine Rosalie unten nicht erst aufwacht! Leg dich sofort nieder, sonst isch unten erst ein großes Gefrages und Gemaches — weischt?"

„Sell isch klar!" antwortete der Synesl-Chef und schritt hinein, während Robert auf leisen Sohlen hinabging, um alsbald neben seiner Rosalie willkommenen tiefen Schlaf zu finden.

Aber er mochte knapp eine Viertelstunde gelegen haben, so wurde er durch einen dumpfen Aufprall in seinem eigenen Zimmer erschreckt, und kaum fuhr er empor, so packte seine besorgte Ehehälfte Rosalie, die soeben mit Schwung aus dem Bett gesprungen war, seine Hand und rief:

„Robertle! Robertle! 's isch ein Unglück geschehen in unserem Haus! Höre doch nur!"

Und sie hörten, — sie hörten viel beim düsteren Schein der Kerze.

„Du willsch ein verständiger Mensch sein?" wurde über ihnen geschrien. „Du? Weischt, was du bisch?" Und die Stimme ging in lauter Schluchzen über. „Ein Mann willsch sein? Ja Pfeifendeckel! Nix bisch! Ein ganz miserabliger Tropf bisch, — jetzt weisch's! Nit zehn Batzen bisch wert, du wüschter Kerli! Umbringen sollte man dich, umbringen, du — du —!" Und das Geheul begann von neuem.

Nur war's diesmal untermischt mit Kreischen, Schreien, Flüchten und Türzuschlagen, und wie die wilde Jagd kamen mehrere Menschen die Treppe heruntergesaust:

„Hilfe! Hilfe! Rosalie! 's isch droben eine Mannsperson eingeschlichen!"

Zimmermeister Robert Nagel meinte, er fühle alle Haare einzeln zu Berge steigen, als er die beiden Frauenstimmen durcheinandertönen hörte und dazu das ängstliche Fragen seiner Frau vernahm:

„Was isch geschehen? Schau nach, Robertle! Aber nimm den Revolver aus dem Kasten!"

Doch der Herr des Hauses war diesmal entschlossener als in ähnlichen unsicheren Zeiten. Er stellte sich fest auf die Beine und fragte:

„Erst sagsch mir eins: wer sind die Frauenzimmer, die hier brüllen, als hätten sie das größte Recht dazu?"

„Frauenzimmer? Wer isch ein Frauenzimmer? Sind meine Geschwister und deine Schwägerinnen Frauenzimmer?"

„Deine — meine — deine Schwestern? Deine Schwestern sind da oben?"

„Gewiß doch waren sie oben im Fremdenzimmer! Sie sind schon heute abend gekommen statt morgen und haben sich in der Müdigkeit gleich zur Ruhe begeben. Da muß sich eine Mannsperson mit ins Haus geschlichen haben, die oben den Spektakel vollführt. Du hast ja gehört!"

„Eine —?"

„Bist denn du taub? Hast denn du den Menschen nit brüllen hören? Den Strauchdieb! Daß du mir nit hinauflaufsch ohne Waffe!"

Sie öffnete die Tür und ließ die erschreckten Schwestern eintreten:

„Was isch geschehen um den Himmels Wille?"

Ein zweistimmiges Heulen und Schluchzen war die erste Antwort, und mühsam rang sich die weitere Auskunft hindurch:

„Wir sind vorhin grad im besten Schlaf, — auf einmal hören wir eine Mannsperson reden, und wie wir uns aufraffen, steht der Mensch, als sei er ganz allein und sehe nichts und höre nichts, am Spiegelschrank beim Fenster und hat einen andern vor, scheint's, und schimpft auf den ein, daß das ganze Haus wackelt! Habt denn ihr das nicht gehört?"

„Gewiß haben wir!"

„— — und wie es noch so brüllt, — wir schnell aufspringen, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter hierher springen, — das ist alles eins gewesen! So ein Mensch, schlechter!"

„Allerdings ein unglaublicher Mensch!" sagte Robert Nagel und nahm den Revolver. „Aber ich bin noch mit jedem fertig geworden. Ich geh grad hinauf und red mit ihm deutlich, und wenn er sich nit gutwillig unterwirft, schieß ich ihn."

„Nur nit Blut vergießen, Robertle! nur das nit!" mahnte Grundel, die jüngste der Karlsruher Schwägerinnen.

„Dir zu Lieb will ich's im Frieden versuchen!"

Er nahm die Kerze in eine und den Revolver in die andere Hand, zeigte ein sehr ernstes Gesicht und ging hinaus. Doch kaum war die Tür zwischen ihm and den drei Schwestern, so lachte er in sich hinein, und oben legte er den Revolver auf das Fensterbrett des Korridors, stellte das Licht auf den Tisch und ging auf seinen Freund Synesl los:

„Jetzt sagsch mir auf der Stell: was treibsch denn du, Synesl? Was schimpfsch und polterschs? Wen willsch denn umbringen?"

„Ich — umbringen?"

„Du hast doch gedroht, einen umzubringen!"

„Ach, Robert," sagte und klagte der Synesl-Chef, „da magsch schon recht haben, Weisch, wie ich vorhin hier vor dem Spiegel steh im Mondschein, sieh ich mich drinnen und denk an mein Abenteuer im „sonnigen Leberle". Und das Elend überkommt mich nach so viel Schoppen neuem Süßen, — und da bin ich auf mich alten Kerli losgefahren und hab mich selber ausgepoltert, wie's nit Mode isch. Und auf einmal, wie ich mir die Wahrheit ins Gesicht hinein sag, springt hinter mir von dene beiden Betten etwas auf und ruft um Hilfe und springt davon. — Wer isch's gewese?"

„Das magsch morgen früh erfahren! Jetzt tun mir den einzigen Gefallen: leg dich hin und schlaf!"

Der Synesl-Chef schüttelte verwundert den Kopf, lagerte sich und schnarchte endlich, und als Robert Nagel eine Treppe tiefer zu seiner in banger Erwartung harrenden Verwandtschaft stieß, da gab es auch hier ein allgemeines Kopfschütteln über den Mut des Hausherrn und seine Gewandtschaft, nächtliche Einbrecher zu beruhigen.

Als man sich am Morgen von Bett, Sofa und Chaiselongue erhoben hatte, um die Ereignisse der Nacht noch einmal beim Kaffee zu besprechen, ließ Robert Nagel fünf Tassen auf den Tisch des Hauses setzen: „Zwei für uns, zwei für euch!" verkündete er den Schwägerinnen, „und eine für den Räuber. Gleich wird er bei uns sein!"

Zimmermeister Robert Nagel ging hinauf, und zehn Minuten später saß der arme Synesl-Chef neben ihm am Kaffeetisch und beichtete seine Sünden von dem gestrigen Zug vom Lande an bis zur nächtlichen Herrschaft seines geschwätzigen moralischen Katers. Dabei schlug er die Augen nieder, der Held der Erzählung, und ließ sich auslachen wie vorher nie in seinem Leben, und die Schwägerinnen aus Karlsruhe kreischten, daß ihnen die Tränen aus den blitzenden Augen und über die frischen Backen liefen.

„So isch's eben," schloß er seine Aufklärung, „wie man bei mir daheim singt:

Zipperlein, Zipperlein kommt von der Ueppigkeit,
Feuchtigkeit, Feuchtigkeit kommt von der Flüssigkeit; —
Zwidrigkeit, Zwidrigkeit kommt von die Weiberleu!!" —

wobei er die beiden Gegenüber so verständnisvoll anblickte, wie sie ihn.

Doch als er eine Stunde später im Bahnwagen saß, auf der Heimfahrt nach seinem Glottertäler Schwarzwaldhotel, zog er eine Ansichtspostkarte und einen Stift aus der Tasche, sagte: „Die kleine Gundel aus Karlsruhe, die könnte mir sehr gefallen, — die sollte man grad festzuhalten suchen, die kecke Hexe mit ihren blitzenden Augen!" — und so schrieb er:

„Verehrtes Fräulein! Mich soeben Ihrer liebenswürdigen Bekanntschaft erinnernd, sende ich Ihnen herzliche Grüße und tue nochmals Abbitte. Hoffentlich darf ich Sie und Fräulein Schwester bald wiedersehen, — spätestens aber beim November-Ball in der Festhalle, zu dem ich Sie schon jetzt einlade. Suchen Sie inzwischen die Folgen der schweren „Herbsttee"-Reise zu vergessen

Ihres
Synesius Spätzle."

Vielleicht, wenn der Synesl wieder den verhexten Herbsttee trinkt, sitzt eine Hexe mit blitzenden Augen in eigener Person dabei und hilft ihm.

Der Wille zum Leben.

Von Paula Wiener.

Halb vier Uhr. Soeben hat die Glocke das Ende des Besuchszeit verkündet. Laut klappern die Schritte der Weggehenden auf den Steinfliesen des langen Ganges der Krankenanstalt, dazwischen das schrille Aufschlagen der Genagelten einer Bäuerin und rasches Kindergetrippel. Ein fast endloser Zug. Türen schlagen zu, dann klingt lautes Kinderweinen; ein kleiner Bengel will bei seiner kranken Mama bleiben und sträubt sich mit allen Kräften gegen das Fortgehen. Noch aus dem Garten hört man sein schmerzliches „Dableiben, dableiben!"

Dann wird es still. Fast lautlos eilen die Schwestern umher, die letzten Vorbereitungen für die Visite zu treffen.

In den kleinen Einzelzimmern wird die Besuchszeit nicht so streng eingehalten. In einem der hellen Räume sitzt noch ein Mädchen am Bett der Kranken. „Helene Kittner, 45 Jahre" steht auf der Tafel am Bette, darunter die unleserlichen Kreidezeichen der Aerzte.

„Geh', mach' die Tür auf", bittet die Kranke, „es ist so heiß."

„Ja, Mama, ich werde auch gleich gehen. Ich glaube, es wird schneien, es ist so trüb draußen."

Frau Kittner richtet sich auf. Wie müde die Stimme des Mädels klingt, und alle Tage wird sie blasser und schmaler. „Hanna, du solltest ein bissel spazieren gehen, du schaust so schlecht aus." — „Ach, laß doch, Mama". Tränen treten ihr in die Augen.

Ganz still wird es im Zimmer, gleichmäßig hört man das Aufschlagen des Zeigers, draußen rauscht es leise in den entlaubten Zweigen.

„Hanna, kränk dich doch nicht so herunter; schau, Kind, schließlich ist es so immer noch besser, als wenn er als Krüppel zurückgekommen wäre. Und dann weißt du's doch noch gar nicht bestimmt, vielleicht war das nur ein Druckfehler in der Liste, das kommt öfter vor. Also geh jetzt und sei gescheit."

Sie hat kaum die Tür erreicht, als Frau Kittner sie noch einmal zurückruft: „Hanna!"

Laut klingt der Ruf durch die Stelle ringsum.

* * *

Doktor Lindner sieht im Aerztezimmer am Fenster. Durch die offene Tür hört er Frau Kittners Ruf. Ah richtig, da fällt ihm ein: Er wollte ja die Kleine darum bitten, ihn einmal hinüber zu begleiten zu den Verwundeten, die seit einigen Wochen im nächsten Pavillon untergebracht waren. Die wenigen Schwestern, die hier draußen zur Verfügung standen, hatten nicht Zeit und Geschick, sich mit den Einzelnen mehr als nötig zu befassen, und da hatte er daran gedacht, bei Fräulein Hanna anzuklopfen; die kam alle Tage zur Mama heraus und konnte ganz gut eine Stunde länger bleiben. Der arme Kerl wurde so immer stiller seit der Geschichte... mußte auch ihr Herzblut fürs Vaterland geben, den Namen ihres Verlobten als einen der ersten in der Verlustliste finden. Vielleicht konnte er sie auf andere Gedanken bringen. Schon eilt er hinaus und trifft sie noch an der Tür.

Zuerst widerstrebt sie ein wenig: „Ich bin heut' wirklich nicht in der Stimmung, Herr Doktor." Aber weil er gar so schön bittet und versichert, daß sie schon Stimmung kriegen wird, gibt sie nach: „Ich sage nur Mama Bescheid."

Dann gehen sie miteinander durch den verödeten Garten. Doktor Lindtner erzählt ihr von einigen Bemerkenswerten der drüben Beguartierten.

„Es sind wirklich sehr liebe, nette Menschen darunter. Einen habe ich besonders ins Herz geschlossen, aber alle meine Mühe, ihn aufzurütteln, war bisher vergeblich. Er spricht nicht, er klagt nicht, gar nichts. Er hatte einen Kopfschuß, und die Sehkraft war eine Zeitlang sehr gefährdet, doch ist die Operation glücklich verlaufen, und die Heilung der Augen dürfte eine vollkommene sein. Nur müßte er ein bißchen mithelfen, gesund sein wollen.

Der Mensch lebt aber nun in der Einbildung, blind zu sein, oder vielleicht ist auch noch etwas anderes, was ihn drückt — er spricht sich nicht aus. Der wird Augen machen, wenn wir ihm die Binde wegnehmen, vielleicht schon in vier bis fünf Tagen. Dann wird wohl wieder ein bissel Lebenslust in ihn kommen, daß die Nerven die weitere Heilung fördern. — „Fräulein Hanna", sagt er nach einer kleinen Pause, „Sie sollten auch den Kopf nicht hängen lassen, schauen Sie, es führt doch zu nichts. Kopf hoch, man muß nur wollen, die Zähne fest zusammenbeißen... es tut ja zuerst weh, aber man lernt's, seien Sie versichert."

Indessen sind sie drüben angekommen. Doktor Lindtner hilft Anna die Jacke und den Hut ablegen, dann führt er sie an seinem Arm durch den großen Krankensaal, wo Bett an Bett steht. Hanna fühlt die vielen neugierigen Blicke auf sich gerichtet, man ist erstaunt, zu so ungewöhnlicher Zeit hier jemanden zu sehen. Hier bleiben? denkt sie, unmöglich. Aber schon öffnet der Doktor eine Tür. Ein paar Schritte über den Gang. „So, Fräulein, wenn Sie so lieb sind, ich führe Sie gleich zu meinem Sorgenkind, vielleicht haben Sie mehr Glück." Und er öffnet die Tür eines kleinen Einzelzimmers.

Schon ist die Dämmerung hereingebrochen, dichter Nebel liegt über dem Garten, es ist fast dunkel im Zimmer.

„So, mein Lieber", sagt Dr. Lindtner, „ich bringe Ihnen da eine liebe Freundin von mir, die wird Ihnen jetzt etwas vorlesen oder Ihnen was erzählen. Vielleicht erzählen Sie ihr etwas — ganz wie Sie wollen. Jedenfalls viel Vergnügen". Er hat die kleine, grünbeschirmte Lampe am Tische aufgedreht, ihr Schein erhellt den Tisch in kleinem Umkreise, das übrige Zimmer blieb in leisem Halbdunkel. „Ich geh' nur inspizieren und komme gleich wieder!" Ermutigend nickt der Arzt ihr zu, und schon ist er draußen.

Befangen steht Hanna inmitten des Raumes. Am liebsten würde sie dem Doktor nacheilen — unschlüssig sieht sie die Tür an. Soll sie —? Aber nein, das wäre doch lächerlich. Der Kranke dort im Lehnstuhl hat bei des Arztes Worten nur tief aufgeseufzt. Er stützt den Kopf in beide Hände, die Ellbogen auf den Knien. Weiß leuchten die schlanken Hände aus dem Halbdunkel. Die Stille drückt auf Hanna — was soll sie nur tun? Da macht der Kranke eine hilflose Bewegung und hebt den Kopf. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, Fräulein, es ist wirklich nicht nötig."

Ganz kühl und abweisend klingt seine Stimme und doch steht Hanna wie gebannt und rührt sich nicht, es rauscht ihr plötzlich in den Ohren, ihr Herz pocht wie rasend. Diese Stimme, war das Spuk, sie wagt sich nicht vom Platze zu rühren. Da rückt der Zeiger der Zentraluhr um eine Minute vor, das klappert durch die Stille, wie wenn ein Deckel aufsällt, und dieses Klappern bringt sie zu sich. Sie war wohl eben nicht ganz bei Sinnen gewesen. Entschlossen geht sie nun und dreht das elektrische Licht auf. Hell erleuchtet die weiße Ampel das Zimmer, und neugierig sieht Hanna nach der Tafel am Bette. „Heinz Egert, 25 Jahre", war das denn möglich, oder träumte sie nur?

Aber nein, ungeduldig rückt der Kranke im Sessel, er hat das Gesicht erhoben, dem Lichte zugewendet, das er fühlt, trotz der breiten Binde über den Augen.

„Heinz!" Kein Wort, ein Schluchzen und ein Jauchzen war's in einem, und sie liegt zu seinen Füßen. Erregt erhebt er sich und zieht die schlanke Gestalt mit sich empor. „Hannele, mein Hannele, bist du's denn wirklich? Ich hab' dich wieder!" Bewegt preßt er sie an sich, und ihr ganzer Körper bebt und zuckt, heiße Tränen tropfen auf seine Hand. Dann setzt sie ihn sorgsam wieder zurück. „Ach, Heinz, wie ist denn das möglich?" schluchzt sie. Sie kniet zu seinen Füßen, und er erzählt, wie er ins Gefecht kam, verwundet ward und lange liegen blieb. Endlich fand man ihn, brachte ihn ins Lazarett, später in die nächste Stadt. Dort im Spital hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß das Augenlicht vielleicht für immer verloren sein werde. „Dann habe ich erfahren, daß ich irrtümlich in der Verlustliste als Toter verzeichnet sei. Siehst du, Hannele, da hab' ich mir gedacht, das ist eine Gottesfügung. Ich bin doch jetzt ein Krüppel, und unser Herrgott will's wohl nicht, daß ich dich junges, blühendes Leben an mich binde, dich vielleicht unglücklich mache."

Langsam hatte Hanna ihre Hände aus seinen befreit und sich erhoben. „Du, Heinz, sag', aber bitte, ganz aufrichtig — hast du mich vielleicht nimmer lieb?"

„Hannele!" Mahnend klingt seine Stimme, und er streckt tastend die Arme nach ihr, zieht sie auf seinen Schoß. „Ich dich nimmer lieb? Ich habe mich so gesehnt nach dir, immer nur an dich gedacht, du Liebe." Glücklich lächelnd schmiegt sie sich an ihn.

Nach einer Weile bricht Heinz das große Schweigen, das über ihnen lag. „Hanni-Lieb, wenn ich aber nun unheilbar bin?" fragt er, und seine Stimme klingt gepreßt.

„Das bist du aber doch gar nicht, Schatz". Und sie erzählt ihm, was der Doktor ihr gesagt. „Du mußt nur wollen — na, und willst du?" fragt sie scherzend.

Ob er will. Befreit lacht er, sein liebes sorgloses Kinderlachen, und voll langverhaltener Zärtlichkeit preßt er sie fest an sich, die wiederkehrende Kraft seiner Arme erprobend.

Kohlen.

Deutschland das kohlenreichste Land Europas; Amerika noch reicher.

Auf dem 12. Internationalen Geologenkongreß in Kanada wurden zuverlässige Schätzungen über den Kohlenreichtum der Erde veröffentlicht. Danach sollen die Kohlenlager Europas rund 784 Milliarden metrische Tonnen umfassen, von denen allein 424 Milliarden auf Deutschland fallen, darunter 280 Milliarden auf Oberschlesien und das Ruhrgebiet. Englands Kohlenvorkommen wurden mit rund 190 Milliarden Tonnen berechnet, das Rußlands mit 60, Belgiens mit 11 und Frankreichs mit 13 Milliarden Tonnen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen besitzen rund 484 Milliarden Tonnen, also einen Vorrat, der auf der Grundlage der jetzigen gemeinsamen Jahresförderung von 340 Millionen Tonnen auf 8 bis 9 Jahrhunderte reichte. Englands Vorrat wird aber verhältnismäßig früher erschöpft sein, weil die Kohlen in England nicht nur zur Speisung der Industrie und der Schiffe dienen, sondern einen Hauptausfuhrartikel darstellen. Englische Geologen und Volkswirtschaftler schätzen den Zeitraum, in dem England noch über seine Naturkraft verfügt, auf nicht viel mehr als 100 Jahre. Belgien und Frankreich werden noch früher fertig sein. In England hat man die Gefahr der Kohlenzerstörung und die des industriellen Zusammenbruchs längst erkannt. Zunächst tröstet man sich auf die Reserven Kanadas, die auf 1204 Milliarden geschätzt werden. Aber die Ausbeutung dieses Reichtums müßte auch eine industrielle Entwickelung hervorrufen, die das Mutterland, das im Verhältnis arm an Erzen und Kohlen ist, bald überflügeln würde.

Nun sind Deutschlands Kohlenschätze im Vergleich zu denen der Vereinigten Staaten gering. Man schätzt die Kohlenlager der Union auf 3225 Milliarden Tonnen, wovon 600 Millionen jährlich abgebaut werden. Weniger reich als Nordamerika ist Asien mit Kohlenlagern ausgestattet. Sie betragen nur 1300 Milliarden Tonnen, von denen rund 1000 Milliarden auf China entfallen und 170 Milliarden auf Sibirien. Rußland besitzt also selbst mit Sibirien noch nicht die Hälfte der Vorräte der beiden europäischen Zentralmächte. Die gesamten Kohlenvorräte der Erde sollen für 7000 Jahre reichen.

Von den europäischen Staaten hat Italien nur geringe Vorkommen, die in ihrer Gesamtheit noch nicht einmal an die Jahreserzeugung Deutschlands heranreichen. Die eigene Produktion beträgt nur 600,000 Tonnen, die für industrielle Zwecke und als Schiffskohle überhaupt nicht zu gebrauchen ist. Spanien hat wohl Kohlenbergbau, aber seine Erzeugung von 4 Millionen Tonnen deckt nicht einmal den eigenen Bedarf. Daß Frankreich unzulänglich ausgestattet ist, ist bekannt. Seine eigene Erzeugung genügt selbst nicht für den Betrieb der Eisenbahnen.

Der Leipziger Büchermarkt.

In der Abteilung Leipzig auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik fand sich seiner Zeit eine Anzahl interessanter statistischer und graphischer Darstellungen, die über den Buch- und Musikalienhandel Leipzigs Auskunft geben. Vor allem lenkte ein von Erich Grumer gezeichnetes Bild die Blicke auf sich. Es stellte den Bücherversand über Leipzig dar, der vor einigen Jahren schon einem Gewichte von 67,000,[illegible] ..gramm entsprach. Er übertraf damit das Gewicht des Riesendampfers „Imperator" (50,000,000 Kilogramm) um 17,000,000 Kilogramm. Weiter: statistische Tafeln schilderten in origineller Weise den Verlagsverkehr über Leipzig in einer Reihe von Jahren und die Zahl der Angehörigen des Buchgewerbes, die in Leipzig in verschiedenen Jahren auf je 100 Einwohner kamen, weiter die Umsätze auf Leipziger Buch- und Kunstauktionen in späteren Jahren, die eine Steigerung von 103,602 auf 1,122,191 Mark erfuhren, sowie die Bodenfläche der Geschäftsräume Leipziger Buchhandlungen, die, in einem großen Quadrat vereinigt, fast die ganze innere Stadt Leipzig bedecken würden.

Marmor als Milchglas Ersatz.

Durch ein besonderes [illegible]eif- und Tränkungsverfahren [illegible] der Hamburger Ingenieur [illegible] Engel Marmortafeln von drei bis zwanzig Millimeter Dicke [illegible] richtig gemacht, daß sie an Stelle von Milchglas gebraucht werden können. Derartige Platten werden als Fenster, Oberlichter und als Milchglasersatz für Beleuchtungskörper verwendet. Gegenüber dem Milchglas haben sie den Vorteil, daß sie bei gleich gutem Lichtzerstreuungsvermögen lichtdurchlässiger sind, ein weißes, dem Auge angenehmes Licht ohne Blendung liefern und bei guter Lichtdurchlässigkeit die [illegible] Wärmestrahlen absorbieren.